

Unser Dichter.

Humorist von Harry Risch.

Seit vierzehn Tagen hatte Laura Schöppel keine Nacht ein Auge zugehtan, ein Fräulein, das bei Lauras ge- sander Konstitution geradezu fabelhaft ist. War ihr Schlaf sonst doch ein solch erfolgreicher und bemerkenswer- ther, daß Papa Schöppel sie in Stun- den gemüthlichen und gesunden Humors „eine kleine Sägemühle“ nannte. Wenn der freundliche Leser nun glaubt, Laura Schöppel sei verliebt und daß Gedanken an den fernem Geliebten ihr Tag und Nacht nicht Ruhe lassen, so irt er sich gründlich. Zwar hatte Schön-Laura die Liebe durchaus nicht abgeschworen, sie brachte Gott Amor in jedem Jahr wohl einige Dugend glän- zende Opfer dar, aber felsamer Weise waren diese letzter immer nur einseitig gewesen, denn noch hätte sie des Man- nes, welcher ihre hübschen Gesäße zu erwidern bereit war und ihr dieselben mit dem letzten Gang, dem verhängnis- vollsten jedes Mannes, zu lohnen ge- dacht. Doch Laura hatte ja Zeit zu warten, denn sie war nach ihrem eigen- nem Geständniß erst dreißigjährige Jahre alt; da sie erwiesenermaßen jedoch vor vierzehn Jahren die Tanz- stunde schon besucht hatte, und damals bereits das dritte Mal zum Sterben verlobt gewesen war, so mußte ihr jedenfalls eine seltsame Gabe verliehen sein, die stehenden Jahre in ihrem Lauf einzuhalten. Glücklich Mädchen!

Nein, der Grund von Jung-Lauras Schlaflosigkeit war ein anderer, nicht minder idealer. Laura schmürzte außer für schneidige Schnurröcke, auch für alle großen berühmten Geister, die die Nationen herbeigebredt, notabene aber nur für die lebenden, denen man seine Huldigungen auch in natura darbringen konnte. Nun kann man sich Lauras Erregung denken, als sie in Erfahrung gebracht hatte, daß der „Internationale Kongress zum Schutze geis- tigen Eigentums“ in Dresden's Naumern tagen würde, zu welchen ein paar hundert Dichter aller Lande ihr Erscheinen zugesagt hatten. Man denke, gleich ein paar Hundert! Welch seltsame Gelegenheit! jubelte Laura Schöp- pel, „solte sich da nicht auch mir die Bekanntheit mit einem berühmten Dichter bieten? Meine Freundinnen würden jedenfalls vor Neid plagen! dachte sie triumphierend, und von Stund an grübelte sie über das Problem, wie es anzufangen sei, die Bekanntheit eines der fremden Gäste zu machen. Denn ach, Laura Schöppels gewöhn- licher Umgangstreis bewegte sich nicht in so erlauchter Höhe, dazu war Papa Schöppel, ein ebenso reich als simpler Vädermeister, viel zu prosaisch und un- gebildet.

Endlich hatte es Laura entdeckt! Papa mußte bei der Ankunft der frem- den Gäste zur Bahn und mit ihr der Gewalt einen der großen Geister zu angeln suchen; derselbe müßte bei ihnen wohnen, „ja, wohnen“, rief sie trium- phierend, „wer weiß, was da noch alles sich heraus entspinnen kann...“ Laura erröthete sichtlich und mädchenhaft, indeß ihre Phantasie mit Hochdruck weiter arbeitete.

Was half Papa Schöppel sein ener- gisches Protestiren gegen diese „verrückte Idee“, wie er in bedauerlicher Ver- freiheit den genialen Feldzugplan seines Tochterleins benannte, es nützte ihm nichts, sein tyrannischer Erprobung sat, drohte und bettelte so lange, bis er weich wie seine frischgebundene Hausbrot nachgab und alles, was man von ihm verlangte, verprag.

Der große Tag brach an, und Papa Schöppel begab sich, genau von seinem kungen Tochterlein instruiert, schweren Herzens zur Bahn. Laura hatte ihm besonders eingeschärft, auf bleiche Jüng- linge mit langen, wallenden Locken zu schauen, denn daß dieses die Attribute jedes echten Genies seien, hatte sie ja zu oft gelehrt. Gemüthlich trottete der joviale alte Schöppel auf dem Perron des böhm- ischen Bahnhofes entlang, als ein Zug angedraht kam und sich alsobald das charakteristische, jeder Jugenankunft eigen- thümliche wilde Lärmen und Treiben entwickelte. Papa Schöppel wurde es in dem wüsten Lärm zuerst ganz schwarz vor Augen, denn er, der die Ruhe und Behaglichkeit über alles liebte, reißte nie und hatte seit Jahr und Tag keinen Bahnhof mehr gesehen. Schließlich ge- wöhnte er sich aber an das Geraus, wel- ches sich auch allmählich zu entwickeln begann, und vor seinen kleinen, woi- gen Frühlings verdeckten Augenlein tauchte plötzlich ein blaßes, weißes Ant- lich, umrahmt von langen, dunklen Locken, auf. Der kleine dicke Herr stufte zusammen; das war er, sein, respektive Lauras Dichter! „Dieser und kein an- derer“, durchblühte es seinen nicht allzu geistreichen Schädel.

Die Bekanntheit ging leichter von Katten, als er sich gedacht hatte. Zwar dämmerte ihm im Grunde seines Herzens das Bewußtsein auf, daß der junge Mann ihn sicher mit dem Vater einer anderen Laura verwechselt; doch was kümmerte ihn das? Er wollte sei- ner Tochter einen Dichter zuschleppen, das Wie, und die möglichen Folgen, waren ihm bei seinem Phlegma gleich- gültig. Wenn er nur seine Ruhe wie- der hatte. Also sagte er denn arglistig: „Gewiß! Ich bin Lauras Vater, und diese selbst erwartete Sie sehr glücklich!“ Schwermüthlich blickte die etwas wässerigen Augen des lockigen Jüng- lings zum Firmament empor, und mit Inbrunst hauchte er: „Dieser Engel! Sie erwartet mich sehr glücklich! Sonne meines Vaters! So kommen Sie, glücklicher Vater einer engelgleichen Tochter, lassen Sie uns eilen, damit ich Laura, dem engelgleichen Mädchen, zu Füßen sinken kann!“ Stürmisch er- griff er den Arm des alten Herrn, wel- chem ob seines Abenteuers doch etwas Angst geworden war, und zog diesen mit sich fort.

„Den Kopf kann's ja nicht kosten!“ dachte Papa Schöppel schließlich philo- sophisch, und vergnügt plaudernd mit dem Fremden die Sehenswürdigkeiten der Stadt erklärend, bummelte er mit „seinem Dichter“ dem heimischen Ort zu. Am Fenster stand Laura, ein klei- nes Wagenrad blühender Rosen am hübsch wogenden Busen und wehte mit einem Tuch den Antommenden ent- gegen. Papa Schöppel wurde es bald heiß, bald kalt, als er jetzt der unver- meidlichen Katastrophe entgegenah; doch geradezu sprachlos wurde er, als er seinen Dichter mit der sichtlich die Augen sendenden Tochter bekannt machte, und dieser auf das lange, jungfräuliche Ausdruckszeichen zueilte, hümsch deren Hand ergriff und stammelte: „Ja, das sind Sie, wie Sie mir im Wachen und Träumen vorgezweigt! Ach, Laura!“

Laura war nicht minder als der Papa über die etwas blühende Dichter- phantasie, wie sie dachte, überrascht, doch voller Geistesgegenwart, ließ sie nichts davon merken, sondern hauchte selig erglühend: „Ach“. Mehr konnte sie jedoch nicht sagen, denn Papa Schöp- pel hatte sich in kluger Diplomatie wieder des Fremdling's bemächtigt, um mit lobenswerthem Eifer denselben vor- läufig fest ans Haus zu bannen und rief: „Nun begeben Sie sich erst auf Ihr Zimmer, mein lieber, junger Freund, und ruhen Sie sich von den Strapazen Ihrer Reise aus, damit Sie heute Abend beim Souper recht frisch und munter sind!“

„Beim Souper?“ fragte erstaunt und beklüht der Gelockte. „Beim Souper!“ stölte Laura. „Nun zu Ehren, Herr — Herr —“ Hier flohte sie und sah ihn hilfe- suchend an.

„Adolar!“ beilte er sich ihr in ihrer vermeintlichen Gedächtnischwäche zu Hilfe zu kommen. „Also bis heute Abend, Herr Ado- lar!“ lächelte Laura mit ihrem ver- fälschten Lächeln. „Sie werden zwar keine solch geistreiche Gesellschaft vorfinden, als Sie ohne Zweifel ge- wohnt sind; Sie müssen mit meiner glühenden Bewunderung schon für sich nehmen.“ (Das: „meiner“ unterließ Laura in ihrer Rede doppelt.)

„Ach! Ach!“ stammelte entsetzt Herr Adolar, doch er wurde von dem unge- duldigen nach seinem Schläschen verlan- genden Papa unterbrochen, welcher ihn zur Thür hinauskomplimentirte.

In Schöppels „Salon“ war eine bunte, zahlreiche Gesellschaft veram- melt, welche mit aus Reid und Neugier gemischten Gefühlen dem Erscheinen des berühmten Dichters, „meines lieben Freundes“, wie Laura triumphierend verkündet hatte, entgegenah.

Jetzt erschien er endlich mit schüch- tern und verlegener Miene; als er die festlich gepudgte Menge sah, klam- merte er sich ängstlich an dem Arm des ihm hereinbringenden Papa Schöppel, doch triumphierend nahm ihn die Toch- ter des Hauses alsogleich in Beschlag und stellte ihn der aufhorchenden Fest- versammlung vor: „Der berühmte Herr Adolar.“ Ein flamendes Bewundern ging durch die Menge, manch neidischer Blick aus schönen Augen traf die stolz den Kopf hochtragende Laura, und in An- betracht der dunklen Locken und des geistvollen bleichen Angesichts des in- teressanten Dichters überließen Alle den sichtbaren Mangel in der Garderobe des Helden. Denn dieser war noch in schlichter, brauner Reisejoppe — „sein Brod wäre noch auf der Bahn“, ent- schuldigste ihn Laura leise gegenüber einigen neidischen Freundinnen. Als sich die Bogen der Bewunderung einigermaßen gelegt hatten, begann man sich zu Tisch; selbstredend hatte Laura „ihren Dichter“ auch zum Tischherra sich gewählt, und nun begann zwischen Suppe und Broten bereits ein Vor- wardement von Fragen gegen den ver- legenen lächelnden Adolar. „Wie ihm Dresden gefalle, und ob er etwas dar- über schreiben würde?“

„Das wird ja immer toller!“ brüllte Papa Schöppel, „und dieses Märchen wollen Sie uns aufbinden, Sie — Sie — Hochhapper, Sie?“

„Aber, Herr Schöppel,“ fuhr Adolar verlegen fort, „wir haben uns ja durch eine Zeitungsannonce kennen und lieben gelernt, und um Laura zu sehen, ihre persönliche Bekanntheit zu machen, kam ich jetzt nach Dresden. Ein Bild wollte sie mir nie schicken, doch sie ver- sprach, mich am Bahnhof zu erwarten, und da sie mich durch meine Photo- graphie kennen muß und Sie mich bei meiner Ankunft anreden, von Lauras Sehnsucht sprachen, so glaube ich, sie selbst sei verhindert und habe ihren Papa geschickt!“

„Mit leuchtenden Augen war Laura der Reichte des armen, verlassenen Adolar gefolgt, zögernd und hockend forschte sie jetzt: „Und Sie wollten die andere Laura wirklich betreiben, Herr Adolar, ohne sie zu sehen zu haben?“

„Was ich geschrieben habe? Allen habe ich geschrieben, interessante die Ado- lar, bin ich doch Konzipient beim Rechts- triumval Beiere in Schöppensfeld!“ Und triumphierend sah sich Adolar im Kreise um, als er bekannt gegeben, was für eine große und wichtige Persönlichkeit er sei. Doch verstummt und sprachlos sah plötzlich die Tischrunde, nur Köchen Pipmag lüchelte leise, was Laura vollends zur Wuth brachte. Gistig zügelte sie daher den verblüfften Jüng- ling an: „Und Sie unterschämter, frecher Mensch wagen es, sich unter der Maske eines Dichters in ein ehrbares Haus einzudringen, wagen es, eine vertrauende Jungfrau zu täuschen, ja, wagen es, in deren unschuldigen Her- zen Hoffnungen zu wecken, Hoffnungen, die...“ hier brach ihre Stimme, und sie begann heftig zu schluchzen.

„Bekanntlich und rathlos flüchtete Ado- lar mit leiser Stimme: „Ich hätte mich für einen Dichter ausgegeben? Ich hätte mich hier eingedrängt?“ Und plötzlich sich ermannend, fuhr er in erhabenem Tone fort: „Hat nicht Herr Schöppel persönlich mich am Bahnhof empfan- gen? Wer verführer, seine Tochter Laura erwartete mich sehr glücklich? Mich schließ- lich sah mit Gewalt hierhergeschleppt? Ist es nicht so?“ fragte er den kleinen diden Herrn, welcher sich vor den drohenden Wüthen seiner Tochter ver- gebens hinter einem Tafelaufsatz zu verbergen suchte.

„Allerdings!“ meinte dieser klein- laut. „Warum sehen Sie denn auch wie ein Dichter aus mit Ihren Locken und bleichem Gesicht, und zum Donner- wetter, warum erkundigten Sie sich denn nach Laura, als ob Sie bereits mit ihr bekannt seien?“

Adolar wurde roth, dann plägte er heraus: „I — ich glaube, Ihre Laura sei meine Laura, die ich heirathen will. Ich kam nach Dresden, um sie zu sehen, und da Sie mich ansprachen und mir sagten, Laura erwartete mich sehr glücklich, so glaube ich eben, Ihre Laura sei meine Laura!“

„Aber, Mensch!“ witterte jetzt der ernstlich erzürnte alte Herr: „Und Sie merken nicht einmal, daß Sie die seltsame Laura vor sich hatten, als Sie derselben Angesicht gegenüber standen? Sie lassen sich hier als Dichter feiern, und verheirathen meiner Tochter, sie habe Ihnen im Wachen und in Träumen vorgezweigt? Eine solche Freiheit ist doch ohne Gleichen!“ wuth- schäumte Papa Schöppel, und ein bei- falliges, zorniges Murren ging durch den eifrig hordenden Kreis.

„Aber, Herr Schöppel,“ fuhr Adolar verlegen fort, „wir haben uns ja durch eine Zeitungsannonce kennen und lieben gelernt, und um Laura zu sehen, ihre persönliche Bekanntheit zu machen, kam ich jetzt nach Dresden. Ein Bild wollte sie mir nie schicken, doch sie ver- sprach, mich am Bahnhof zu erwarten, und da sie mich durch meine Photo- graphie kennen muß und Sie mich bei meiner Ankunft anreden, von Lauras Sehnsucht sprachen, so glaube ich, sie selbst sei verhindert und habe ihren Papa geschickt!“

„Herr Adolar war kein Dichter, daher erkannte er auch Flug seinen Vortheil, und mit möglichst schmeichler Stimme sagte er: „Ich wollte, aber nun...“ Hier schrie er mit einem bedeutenden Blick in Lauras glückseligende Augen.

„Und da Adolar kein Dichter war, so endete sein Dresden Abenteuer auch mit einer ganz prosaischen Heirat; doch wählte er die zwar altliche, aber ziemlich „schwere“ Laura Schöppel, und da ihm sein Schatz einen hübschen Schatz im Geldschrank mitbrachte, so schrieb er in Zukunft weniger, hatte ihr seine Jagd nach einem Dichter, doch noch etwas besseres gebracht, einen Mann!“

Die Gans von Tiefenbach.

Ein Reise-Intermezzo von Alfred Fod.

Von den Höhen der Bogenen thalwärts schreitend, bestieg ich in Straß- burg den Hügel, der auf seinem Hügel die gesegneten Fluren der baderischen Pfalz berührt. Bei Odenkoben thaten sich rechts und links rötlich schim- mernde Weingelände auf, und froh- licher Wingergerang drang an mein Ohr. Hingehend lag in der Pfalz ein guter Tropfen gewachsen, und der Bauer, der an der Kelter steht, hört das Geld im Kasten klingen.

In Neustadt an der Hardt ging ich vor Anker, die Edelprohlinge aus eigen- er Anschauung lernen zu lernen, die rings umher an den sonnigen Hängen gedeihen. Der neue Wein ist ein ge- schätzlicher Kamerad, er treibt das Blut in totem Wirbel durch die Adern und wer sich über den Zustand seines Herzens nicht ganz klar ist, der bleibe lieber da- von. Obgleich die Jünger Aesculaps meinem eigenen Herzen eine sehr schlechte Diagnose gestellt haben, ging ich doch mit dem „Neuen“, vermöge des gött- lichen Leichtsinns, der auch in höheren Sphären nicht von mir weichen will, ein näheres Verhältnis zu. Die Folge davon war, daß ich in eine Art dionys- iusche Stimmung gerieth und diese schöne Welt im rosigen Lichte erglänzen sah. In seuchter Laune glitt ich von der breiten Schienenstraße ab, die mich heimwärts führen sollte, und fand mich auf einem friedlichen Feldwegchen wieder, das zwei Weindörfer in der Nähe von Neustadt miteinander verbind- et. Es war ein gemüthlicher Zug, der Menschen, Schweine und andere Fracht- güter beförderte und an jedem Weiler zehn Minuten anhält.

Station Tiefenbach! Ich kletterte aus meinem Coupe und schlenderte auf dem schmalen Bahnsteig auf und ab! Und siehe da! Vor mir steht eine dralle Bauernörone von fünfzehn oder sechzehn Jahren. Die blonden Haarsträhne hängen ihr über die Stirne, aus dem Oval des hübschen Gesichtes leuchten ein Paar tiefblauer Augensterne. Der Anzug der Kleinen ist erlich, in der gekleisterten Kartuschhülle trägt sie eine blendend weiße, junge Gans. Das Bild mußte mich selbst an und ge- mahnt mich an die Meisterwerke, die der Köchelhilf des unvergeßlichen Heinz Heim hingehaunt hat. Die Kleine hat den Blick wie stehend zu mir er- hoben, so daß ich sie unwillkürlich fragte: „Willst Du etwas, Kind?“

„Ach, laße Sie mich doch die Gans ab!“ spricht sie schüchtern. „Ich be- merke, daß sie schön, weiße Jahre hat.“ „Was soll ich denn mit der Gans?“ lachte ich. „Ich bin auf der Reise, ich kann kein Gesevieh mitschleppen.“

„Köste Sie mich doch die Gans ab!“ wiederholte sie ihre Bitte. „Mer sein in großer Noth. Der Vadder is arg krank und kann net uf Arweed. Gese- dender han se uns ausgeprägt. Die Gans is das letzte Stüd Vieh, das mer im Haus harwe.“

„Erschüttert ziehe ich meine Börse und drücke der Kleinen ein Fünfmärkchen in die Hand.“ „Wo soll ich Ihre dann die Gans hintrage?“ „Du kannst sie behalten, liebes Kind.“ „Ach, Sie müsse die Gans nemme! Das Geld und die Gans zusammen darf ich net nach Haus bringe.“ „Ich habe die Gans von Dir ge- kauft und mache sie Dir wieder zum Geschenk.“ beruhigte ich das brave Mäd- chen. „Ich darf net, ich darf net,“ beharrt sie.

Der Schaffner mahnt zum Einstei- gen, ich schwinde rich in's Coupe, die Kleine mit der Gans hinter mir. Der Zug kommt in's Rollen. Da wird etwas durch's Fenster geschleudert hart an meiner Nase vorbei, und ehe ich noch recht zur Bestimmung komme, spirt mir mit mühelos aufgesperrtem Schnabel die junge Gans gegenüber. Im ersten Augenblick dachte ich daran, die Kothleine zu ziehen. Da aber von einer „bringenden Gefahr“ nicht die Rede sein konnte, besann ich mich eines Besseren und verachtete mich in die komi- sche Situation zu finden. Seit meiner Gymnasialzeit habe ich einen heiligen Respekt vor den Gansen. Es war Sittte bei uns jedes Jahr dem Ordinarius eine „Martinsgans“ zum Geschenk zu machen. In der Un- tertertia wurde ich ausgerufen, die Gans dem Klassenführer zu überreichen. Die ganze Klasse fachte vor der Wohnung des Professors Posto, dieser erschien als-

halb mit seiner gerührten Gemahlin. Da geschah das Entsetzliche, daß das wohlgenährte Thier in dem Augenblicke eine unbedenkliche Vitenkarte auf meinem Gesicht abgab, als ich den Mund zu einer feierlichen Ansprache öffnen wollte. Solche Momente vergeht man nie, und meine Antipathie gegen die Gänse ist so tief eingewurzelt, daß ich sie nur ausnahmsweise auf meiner Ta- fel dulde.

Der Zug lief in den Bahnhof von Rothstadt ein. Der Schaffner, der Zug- fahrer, der Stationsvorsteher kamen herbei, und ich überlegte, ob ich die Gans in Freiheit legen oder einem der Bahndbeamten dedizieren solle.

Ein dicker Brauermeister aus dem Städtchen gestellte sich zu uns. „Ich will Ihnen etwas sage, Herr Herr. Mer haben heut Abend Ke- gelklub. Mer wolle die Gans enaus- legen.“

„Das ist ein genialer Vorschlag!“ rief ich. „Gebieten Sie den Herren vom Klub meinen Gruß und nehmen Sie hiermit den kostbaren Preis in Empfang.“

„Ach, Herr Herr, so harwe mer'ich net gemeint. Mer lömme die Gans nur unner der Bedingung annehmen, daß Sie dableiwe um heut Abend mit- telege.“

Das Städtchen lag zu Füßen einer stattlichen Bergkette, die zu lohnendem Ausblick lockte. Der Brauermeister verrieth mir, daß in der Städtkirche ein werthvolles Altarbild und im nahen Gisterjenseckelocher eine Sammlung prächtiger Alterthümer bewahrt werde. Ich ließ mich überreden, zu bleiben. Abends traf ich im Regellub den Doktor, der Apotheker, den Bierarzt, meinen Freund den Bierbrauer und alle Rothstader der Stadt. Ich konnte mir selten auf die Regelbahnen und bin kein Virtuose im Kegelschießen. Aber an diesem Tage entwickelte ich ein un- verkäufliches Glück. Ich warf einen Kratz nach dem andern, und als gegen 11 Uhr das Preisgericht an der schwar- zen Tafel zusammentraf, stellte sich heraus, daß ich die Gans gewonnen hatte.

Ein viestimmiges Bravo durch- brauste die Regelbahn. Der Adjunkt und Konditor von Rothstadt klopfte mir wohlmeinend auf die Schulter. „Nemme Sie vielleicht die verstorbene Schriftsteller Wilhelm Hauff?“

„Gewiß, Herr Adjunkt,“ erwiderte ich höflich. „No, da müsse Se doch die Geschichte vom Jmery Najo und der vergauerte Gans gelese harwe?“

„Ich erinnere mich.“ „Es giebt Dinge zwischen Rothstadt und Paris, mein Herr, von denen ich der Gesehriewich net träume löst. Gemen Se mal obacht, hinter Jhne Ihrer Gans steht etwas. Jhne geb' Jhne de gute Rath, trenne Se sich net von dem Thier!“

„Ich bin entschlossen, die Gans mit- zunehmen, Herr Adjunkt, aber ich höste sehr, daß sie sich bei mir zu Hause nicht gerade als Prinzessin entpuppt, da- gegen würde meine Frau, die etwas zur Gans hat, die etwas zur Gans hat, die etwas zur Gans hat.“

Am nächsten Morgen gab mir der Regellub in corpore an den Bahnhof das Geleit. Für die Gans war eine Kiste hergerichtet worden, in der sie mit mir die Reise in meine Heimath antrat. „Meine Frau war einigermaßen er- staunt, als ich anfangs des erwarteten Gesichts — meine Keiselasse war bis auf eine Reichsmark zusammengezogen — mit einer jungen Gans in's Haus fiel. Aber die Freude des Wiedersehens verdrängte die Wollen von ihrer Stirne, und am nächsten Tage prangte das Gänsehen wohlgeschorn und gebraten auf unserem Tisch. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns beide den Magen daran verdarben und zwar so gründlich, daß wir vierund- zwanzig Stunden nichts genießen konn- ten.

Bei mir ist der Magenarzt seitdem Granisch geworden, denn wenige Tage später erhielt ich in der Straßgasse die unbedenkliche Magdalena Virensfest in Tiefenbach eine Jugenverlobung an das Amtsgesicht. Ich sollte bekunden, wo die dem Schulmacher Nikolaus Ven- der gefohlene Gans gelieben, und welchen Geldbetrag ich der jugendlichen Diebin für das Corpus delicti eingehändigt. Bei meiner Vernehmung hatte ich das Gefühl, daß der Amtsdich- ter und der Gerichtsichter über nur müh- sam ihre Fehlerlein unterdrückten.

Ich werde das Vergnügen haben, in dieser leidigen Affaire noch einige Mal an's Gericht zu prozieren. Das würde an sich nichts zu bedeuten haben. Wenn aber meine bessere Hälfte den Gerichts- diener mit einer Vorladung absängt und dahinter kommt, daß sie eine ge- stolzene Gans verpeißt hat, ist es um meinen ehelichen Frieden geschehen. Vorab habe ich keine ruhige Stunde mehr und schreie zusammen wie ein armer Säuber, so oft die Hausglocke tönt. Sie liegt mir bleischwer im Magen — die vergauerte Gans von Tiefenbach.

Der gefoppte Capitän.

Eine heitere Episode wird aus Cairo berichtet. Dort herrscht infolge der enormen Cholera-Erkrankungen in Ägypten eine etwas übertriebene Furcht, die trotz des Erstes der Sache manchmal unwillkürlich zum Lachen reizt. So wanderte jüngst durch die wüthigen Straßen ein biederer holländi- scher Capitän, der sich gegen die Nach- stühle mit einem diden Mantel beschwert

hatte. Aber in der sonnigen Tageshitze wurde derselbe ihm immer lästiger und schwerer, so daß er endlich einen der herumlungelnden braunen Bür- schen anrief und demselben den Mantel zum Tragen übergab. Derselbe folgte auch wirklich seinem Auftraggeber und hielt mit ihm gleichen Schritt, aber dann wurde sein Gang immer lang- samer und schleppender, so daß er weit zurückblieb, und der Capitän unwillig stehen blieb und ihn ansuhr: „Ach, lauf doch ein bißchen schneller. — Ich kann nicht, Herr,“ lönte es müde zu- rück. „Und Sie müssen es auch nicht so übel nehmen, denn wenn man eben erst aus dem Cholera-Hospital entlassen worden —“ Der Herr Capitän tau- melte plötzlich wie vom Schläge getrof- fen, sein Schritte weit zurück, kredte die Arme abwehrend aus und schrie: „Was, aus dem Cholera-Hospital? Und das hast Du mir nicht gesagt? Ach, mache, daß Du mir aus der Nahe kommst!“ Und als ihm der Bursch den Mantel zurückgab, schrie er abwehrend weiter: „Nein, nein, weg mit dem Mantel, den rühre ich nicht wieder an. Behalte ihn, und hier hast Du auch noch ein Trümpel, aber mache, daß Du fortkommst!“ Der Capitän warf dem braunen Burschen ein Geldstück zu, das dieser geföhlt aufging, und dann ging er mit möglichst langen Schritten davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Der schlau lächelnde Bursche blieb noch einen Augenblick stehen, indem er den Mantel und das Geldstück betrachtete, aber dann bekam er plötzlich sinke Beine, und im Fortleiten lachte er vor sich hin: „So ein Cholera-Hospital ist doch gut — besonders, wenn man nicht d'rin war.“

Tonga-Vita am Telephon.

Eine reizende Scene spielte sich im Bureau des Verwaltungsgebäudes der Kolonial- Ausstellung in Berlin ab. Direktor V. Bek versuchte dem Regier Tonga-Vita und seinem zwölfjährigen Sohn von den Neu-Guinea-Platten den Mechanismus des Telephons zu er- klären.

Die beiden Schwarzen sahen sich mit verunderten Gesichtern die beiden Öhr- müßeln an, blickten in den Drähten empor und brachen in schallendes Ge- lächter aus. Ein Aufseher begleitete nun Tonga-Vita nach dem Bureau der Neu-Guinea Compagnie, Unter den Linden, und nach einiger Zeit wurde der Kleine durch das Telephon ange- rufen — sein Vater wünschte ihn zu sprechen. Anfangs jag der Knabe nicht zu bewegen, die Öhrer in die Hand zu nehmen, er fürchtete sich — endlich sagte er Wath. Kaum aber hatte er das Ohr der Mischel gemähert, so lachte er laut auf. Jetzt vernahm er die Stimme des Vaters, der ihn in der heimlichen Sprache fragte, wie es ihm gehe. Ein grenzenloses Staunen prägte sich in den Zügen des Burschen aus, er drehte das Herör nach allen Seiten, dann warf er es fort. Nur wiederhol- ten Bemühungen gelang es, ihn zu einer Antwort zu bewegen. Aber als der Knabe wieder sprach, bildete der Kleine schon umher und suchte den Vater in allen Winkeln des Zimmers, so daß sich die Anwesenden kaum eines Lachens erwehren konnten.

Die sonderbare Mode.

Die Beinkleider unten umzuschlagen, ist auf den berühmten Oberst Brummel, welcher seiner Zeit in London als Mode- könig spielte, zurückzuführen. Derselbe war einst zum Ball beim Herzog von Clarence eingeladen. Vor dem Palaß des Herzogs hielt eine große Menge von Equipagen, daß diejenigen Galsche, welche nicht allzulange warten wollten, über den Straßenbaum gehen mußten, um den Eingang zu gewinnen. Dies that auch Brummel. Da es aber geregnet hatte, schlug er vorher seine Beinkleider ein wenig um, damit sie nicht beschmutzt würden. Später vermag er es, sie wieder herunterzuschlagen, und so betrat er den Ballsal. Allgemeines Staunen unter den Herren, das aber nicht lange dauerte. Man begriff, daß Brummel eine neue Mode einföhre, und alle be- eilten sich, seinem Beispiele zu folgen und den unteren Rand der Beinkleider aufzuschlagen. Brummel bemerkte da- von nichts, wohl aber nahm er plötzlich seine Vergeßlichkeit wahr. Er ging in die Garderobe und schlug den Rand der Beinkleider hinunter. Als er den Saal wieder betrat, kam ihm der Herzog von Clarence entgegen.

„Et, mein lieber Brummel,“ sagte er, „wie kommt es, daß Sie, der die neuen Moden sonst immer zuerst kennt und antwende, heute noch nach der alten Mode gehen?“

„Zuweilern, Königliche Hoheit!“ fragte Brummel, sich erstreckt mü- hrend. „Nun, alle Welt trägt der Rand der Beinkleider aufgeschlagen, nur Sie nicht.“

Stets feindlich. „Ihnen ist die Wohnung gekündigt worden, Herr Lieutenant!“

„Ja, alle Zimmermannen aber mich beschwert... zu sehr durch allnächt- liches Champagnerfortenthalten geköhrt worden!“

Auch ein Abwehrungsmittel. „Aber, Johann! wie kommen Sie denn nur dazu, von diesem Topfe, wo Gift drauf steht, verschöpfen zu wollen?“

„Ja, gnädiger Herr, das kenn' ich schon von meiner vorigen Herrschaft! — Da ist immer das Beste drin!“